Notizen aus Bethlehem (I), 30. März 2010

Liebe Freundinnen und Freunde,
ich bitte um Nachsicht, dass ich Euch/Sie ungefragt in die Liste der AdressatInnen dieses und möglicherweise nachfolgender Rundbriefe aufgenommen habe. (Ich hätte volles Verständnis, wenn Ihr/Sie mir, aus welchen Gründen auch immer, mit einer kurzen Nachricht bedeuten würden, davon abzulassen.)

Ich bin seit Mitte März in Palästina. Für drei Monate werde ich voraussichtlich Mitarbeiter eines Programms des Ökumenischen Rates der Kirchen sein: „Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel“ (EAPPI; Ökumenisches Begleitprogramm in Palästina und Israel). 2002 haben die Kirchen in Jerusalem, vermittelt durch den ÖRK, an die Kirchen in aller Welt appelliert, ihre Solidarität mit den christlichen Kirchen in dem militärischer besetzten Palästina und in Israel sichtbar zu machen. Das EAPPI ist die Antwort darauf. Mehr als 500 Vertreterinnen und Vertreter aus Kirchen in 16 Ländern sind bisher, gewöhnlich für jeweils drei Monate, im Einsatz gewesen. Ich gehöre zur 35. Gruppe.

Das Programm hat im wesentlichen zwei Aspekte: Zum einen geht es um die Präsenz in den seit 1967 von Israel okkupierten palästinensischen Gebieten. Dies ist ein Zeugnis von Solidarität mit den unter der Besetzung leidenden Menschen, es verbessert ihre Sicherheitslage und ermutigt die Betroffenen. Zugleich schafft das Programm, das ist der zweite Aspekt, internationale Öffentlichkeit. Die Erfahrungsberichte der Teilnehmenden sind dafür der wichtigste Beitrag. In diesem Sinne verstehe ich auch mein Berichten nicht nur als private Korrespondenz, sondern als Teil meiner Aufgabe. Inhalte oder Wortlaut der Rundbriefe können gern weitergegeben zu werden.

Es ist ein Programm - das ist mir wichtig - für Palästina und für Israel. In den Richtlinien heißt es: „Wir ergreifen nicht Partei in dem Konflikt und diskriminieren niemanden, aber wir sind nicht neutral hinsichtlich der Prinzipien der Menschenrechte und des Völkerrechtes. Wir stehen den Armen, den Unterdrückten und den Ausgegrenzten treu zur Seite. Wir wollen allen Parteien in diesem Konflikt fair und unverfälscht in Wort und Tat dienen.“ Die sechs Einsatzorte liegen in der Westbank und in Ostjerusalem. Die intensive Zusammenarbeit mit Vertretern der israelischen Zivilgesellschaft ist ein wichtiger Teil unser Arbeit. Mein Einsatzort ist Bethlehem. Ich erhebe nicht den Anspruch, ausgewogene und umfassende Kenntnisse über den Nah-Ost-Konflikt zu vermitteln. Was ich berichte, habe ich jedoch mit eigenen Augen und Ohren gehört und gesehen.

Pardon für die lange Einleitung. Ich hielt sie für notwendig, bevor ich zwei Erlebnisse aus den ersten zwei Wochen meiner Arbeit schildere.

Al Ma'sara ist ein Dorf nahe Bethlehem. Am Freitag (19.3.) nach dem moslemischen Mittagsgebet in der Moschee formiert sich ein kleiner aber lebhafter Demonstrationszug. Eine gewisse Routine ist spürbar. Dreißig Jahre bereits währt der Kampf um die Gemarkungen des Dorfes. Anfangs waren es Siedler, die die Felder in Besitz nehmen wollten. Damals half noch ein Gerichtsurteil zugunsten des Dorfes. Palästinensische Bauern und israelische Siedler haben inzwischen einen modus vivendi erreicht. Einige Dorfbewohner haben in der Siedlung sogar Arbeit gefunden. Doch nun soll ein Großteil der Felder dem Bau der Mauer zum Opfer fallen, die Bethlehem immer mehr vom palästinensischen Umland abzuschneiden droht. Sicherheitsfragen, mit denen der Mauerbau offiziell begründet wird – obwohl die Mauer an dieser Stelle ca. 10 km von der Grenze zu Israel entfernt auf palästinensischem Boden gebaut werden soll –, rangieren vor zivilen Gerichtsurteilen.

An jedem Freitag sind jetzt Dorfbewohner, von israelischen und internationalen Unterstützern begleitet, auf den Beinen, um gegen die völkerrechtswidrige Konfiszierung der Felder zugunsten der monströsen Mauer zu protestieren. In den kurzen Ansprachen zum Auftakt höre ich aus den

arabischen Sätzen mehrfach den Namen Gandhi heraus. Gewaltlosigkeit ist das erste Gebot für die Teilnahme an der Aktion.

Nach ca. 1000 Metern ist die Dorfstraße blockiert. Eine Stacheldrahtrolle stoppt den Zug und dahinter eine Abteilung schwer bewaffneter Soldaten. Auge in Auge stehen sie sich gegenüber, fahnenschwenkend, Losungen skandierend die einen, unbewegt, stumm die anderen. Reden werden gehalten, diesmal in Arabisch, Hebräisch und Englisch, direkt an die Soldaten gerichtet: „Wisst Ihr, was Ihr hier tut? Ist euch klar, dass Ihr dabei seid, die Existenz von Bäuerinnen und Bauern zu zerstören? Ihr vertreibt sie von dem Land, auf dem sie seid Generationen leben und arbeiten. Ihr tut Menschen Gewalt an, die Eure Väter und Mütter sein könnten, Kindern, die Eure Söhne und Töchter sein könnten ...“ Natürlich bleiben die Fragen unbeantwortet, aber immerhin werden keine Schockgranaten geworfen, kein Tränengas und keine Gummigeschosse eingesetzt, wie in der Vergangenheit mitunter. Auch dann nicht, als eine Schafherde im Rücken der Demonstranten auftaucht. Ist das gute Regie oder Zufall? Der Schäfer macht keine Anstalten, die Herde umkehren zu lassen. Demonstanten greifen beherzt in den Stacheldraht und heben ihn so weit empor, dass die Herde passieren kann. Die Soldaten treten zur Seite. Die Befestigung der Stacheldrahtrolle hat sich gelockert. Entschlossen ziehen Demonstranten sie zur Seite. Wir halten den Atem an. Der Weg ist frei. Bewegung auf der anderen Seite, unsichere Blicke zum Kommandanten, hastige Telefonate.

Doch statt vorzurücken setzen sich die in der ersten Reihe Stehenden auf dem Asphalt nieder. Schließlich überschreiten zwei Soldaten die unsichtbare Grenze zwischen den Fronten und holen den Draht zurück in die ursprüngliche Position.

Die Aktion ist beendet. Die Anspannung löst sich. Wir gehen auf der Dorfstraße zurück. Eine zweite Schafherde zieht vorüber – offenbar also doch keine Regie, sondern Alltag. Diesmal öffnen die Soldaten selbst die verlassene Absperrung.

Eine Pressevertreter hält Marwan, einem der Organisatoren, das Mikrofon hin: „Können Sie erklären, warum die Demonstranten nicht die Chance ergriffen haben, weiterzuziehen, als der Weg frei war?“ Marwan: „Wir wollten keine Gewalt. Wären wir weitergegangen, hätten wir die Soldaten gezwungen, Gewalt einzusetzen. Es sollte bis zum Ende ein friedlicher Protest bleiben. Das haben wir geschafft. Nächste Woche werden wir wieder hier sein.“ Wir, die ökumenischen Begleiter, auch.

Nachtrag: HAARETZ (angesehene liberale iraelische Tageszeitung) vom 26.3.2010, S.2 engl. Ausgabe:
„... Omar A'laa al-din, 25, aus Ma'sara, einem Dorf in der Westbank, wurde vor zwei Tagen aus dem Gefängnis entlassen. Gestern, 10 Tage nach einem Zwischenfall mit der Grenzpolizei, waren die Blutergüsse auf seinem Rücken und seinen Beinen deutlich sichtbar. Es fällt ihm schwer zu laufen und zu sitzen, und infolge von Schlägen gegen den Kopf ist sein Sehvermögen beeinträchtigt. … Der Sprecher der IDF (Israelische Defence Force; G.H.) sagt, A'laa al-din versuchte, Angehörige der Grenzpolizei bei einer regulären Inspektion anzugreifen.
A'laa al-din, der an der Hebron-Universität Englisch und Französisch studiert, kam am 15. März mit dem Bus von Bethlehem zurück. Am Container-Checkpoint südlich von Abu Dus stiegen zwei Angehörige der Grenzpolizei ein. Einer von ihnen nahm A'laa al-dins Identitätskarte. Als er sah, dass er aus Ma'sara kommt, deren Einwohner jede Woche gegen den Trennungs-Zaun auf ihrem Boden demonstrieren, befahl er ihm auszusteigen ...“

Ein zweite Geschichte: Palmsonntag. Das mittägliche Straßenbild in Bethlehem, eine Stadt mit einem hohen Bevölkerungsanteil von Christen, ist durch christliche Gottesdienstgänger geprägt. Besonders die Kinder in ihren Sonntagskleidern und -anzügen, aber nicht nur sie, tragen stolz Palmzweige und Blumengebinde in den Händen. Die Stadt macht, mit deutschen Augen betrachtet, einen fast volkskirchlichen Eindruck.

Auf dem Mangersquare, dem Hauptplatz vor der Geburtskirche, sammelt sich eine Gruppe von ca. 50 Menschen. Sonntäglich gekleidete Christen mischen sich mit Moslems, israelischen und internationalen Friedensaktivisten. Ein Protestmarsch für „Gottesdienst- und Bewegungsfreiheit“ ist angesetzt. Zur etwa gleichen Zeit bewegt sich im wenige Kilometer entfernten Ostjerusalem die Prozession vom Ölberg durch das Kidrontal hinauf zur Altstadt von Jerusalem, unter dem Schmuck der Palmwedel, in ihrer Mitte ein reiterloser Esel – ein Volksfest für die Kirchen und ihre Gläubigen in ganz Palästina und Israel, belebt durch Pilger und Gäste aus aller Welt.

Die Christen aus Bethlehem und von der Westbank können nicht dabeisein. Wegen des jüdischen Pesachfestes ist die Westbank gesperrt. Nur wenige Ausnahmegenehmigungen werden erteilt. Zu Karfreitag und Ostern wird es nicht anders sein. Ebenso ergeht es den Moslems permanent, wenn sie an heiliger Stätte in Jerusalem beten möchten.

Im Bethlehemer Prozessionszug sind zwei Esel mit dabei. Ein kleiner Junge sitzt auf einem und winkt wichtig mit seinem Palmenzweig. Ein Ponny, biblisch unkorrekt aber lustig ansehen, gehört auch dazu. Ein großes Fahnentuch in den palästinensichen Farben wird mitgeführt, Transparente, die die Freiheit der Religionsausübung und das Ende der Okkupation fordern, aus Lautsprechern schallt Kirchenmusik. Der Protestmarsch wendet sich gen Jerusalem. Das heißt er schlägt die Richtung auf die neun Meter hohe Mauer und den festungsartig ausgebauten Grenzübergang Nr. 300 ein, eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Westbank und Jerusalem, durch den sich normalerweise im Morgengrauen ca. 3.000 Arbeiter auf dem Weg an ihre Arbeitsplätze drängen, und durch den sich die Touristenbusse mit Reisegruppen auf ihrem Abstecher zur Geburtskirche in Bethlehem schieben.

Jetzt bewegt sich der Zug bereits im Schatten der Mauer, nimmt nicht den Weg zum engen Durchgang für Fußgänger, sondern zum 6 Meter hohen eisernen Tor für Pkw und Busse. Rufe, werden laut: „Wir gehen hinauf nach Jerusalem!“ Und siehe da, das Tor steht halb geöffnet. Ein Hochgefühl greift um sich. Viele in der inzwischen auf ca. 150 Demonstranten angewachsenen Menge haben vermutlich ihren Platz auf Israels schwarzer Liste und damit keine Chance, eine Genehmigung für Jerusalem zu erhalten. Doch jetzt ist das Tor auf Pkw-Breite offen. „Willkommen in Jerusalem“ heißt die hebräische, arabische und englische Aufschrift. Die Demonstration rückt zögernd voran. Der Grenzbeamte muss so erschrocken sein, dass er den falschen Knopf drückt. Statt zu schließen, öffnet sich das Tor wie von unsichtbarer Hand in seiner ganzen Weite, um sich erst nach einem langen Augenblick hinter ca.100 Palmsonntags-Grenzgängern zu schließen.

Ca. 30 bleiben zurück auf palästinensischer Seite, auch ich, der ich als ökumenischer Begleiter Abstand zu wahren gehalten bin. Einer meiner Kollegen ging mit nach Jerusalem. Er weiß später von einer freudig-stolzen Stimmung zu berichten. Den Grenz-

beamten gelang es aufgrund des Andranges nicht, die zweite Sperre zu schließen. Dennoch: Niemand nutzte die Gelegenheit, tatsächlich in das nahe Jerusalem zu entweichen. Das hätte Gewalt provoziert. Man redete mit den Grenzsoldaten. Die Inhaber israelischer Visa konnten problemlos passieren, so auch mein Kollege. Später erfahren wir von 11 Verhaftungen, Verhören, Gefängniseinweisungen, darunter Abbas Zaki, hochrangiger Fatah-Politiker.

Auch hier ein Nachtrag: Am nächsten Morgen beziehen wir unseren Posten am Drehkreuz für Fußgänger desselben Grenzübergangs. Auch wenn die Westbank geschlossen ist, es gibt Studenten, medizinisches Personal, und vor allem Kranke, die Ausnahmegenehmigungen haben, dazu Mitarbeiter internationaler Einrichtungen und Touristen. Doch an diesem und am nächsten Morgen finden wir alle Zugänge geschlossen. Wir telefonieren mit der dafür eingerichteten Hotline der Armee. Antwort: Bis auf unbestimmte Zeit bleibt dieser Grenzübergang „aus Sicherheitsgründen“ geschlossen. Kollektivstrafe für die Einwohner Bethlehems.

Passion im Lande Jesu. Ich freue mich auf Ostern und und sende herzliche Wünsche und Grüße aus Bethlehem.

Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Frei-williger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informa-tionen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem (II), 6. April 2010

Liebe Freundinnen und Freunde,

Ich bin daran gewöhnt, den Samstag in der Karwoche als einen stillen Tag zu begehen, womöglich als den stillsten im Jahr. Hier in Palästina jedoch habe ich den lautesten Karsamstag meines Lebens erlebt, überschäumend fröhlichen, voller lebhafter Eindrücke.

Zur Erklärung muss ich von dem uralten orthodoxen Ritus des heiligen Feuers erzählen. Alljährlich am Ostersamstags zur Tagesmitte scheint in Jerusalem, in der Grabeskirche, in der Dunkelheit der Grabeshöhle Jesu, ein wunderbares Licht auf. Der griechisch-orthodoxe Patriarch von Jerusalem allein darf die Grabeskammer betreten, um das Licht in Gestalt einer Flamme zu empfangen. Mit zwei brennenden Kerzen tritt der Patriarch unter dem Jubelruf der die Kirche füllenden Menschenmenge aus der Grabkapelle hervor, entzündet die Kerzen des armenischen und des koptischen Erzbischofs von Jerusalem, und dann wird das Licht von Kerze zu Kerze, von Öllampe zu Öllampe weitergereicht und vervielfacht, in der Kirche und hinaus auf die Gassen der Altstadt zu den Scharen der palästinensischen Christen und der Pilger aus aller Welt. Die Zeremonie wird zu einem bewegten Volksfest. Jede Familie möchte ein Licht an der Flamme der Auferstehung entzünden und das eigene Haus damit schmücken und segnen.

Aufgeklärte Zeitgenossen mögen mancherlei über den wundersamen Brauch denken. Unbestritten ist, dass er ein ehrwürdiges Alter hat. Seit dem 4. Jahrhundert ist er bezeugt und ausführliche Beschreibungen aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts belegen, dass die Zeremonie durch die Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben ist. Es ist das älteste und bestbezeugte christliche Mirakel.

Mein lärmerfüllter Karsamstag trug sich nicht in Jerusalem zu. Das Fest ist nicht auf die heilige Stadt beschränkt. Aus ganz Palästina und darüber hinaus kommen Vertreter der Gemeinden, um Licht von diesem Licht zu nehmen und in ihre Heimatkirchen zu bringen. Unser EAPPI-Team ist in Beit Sahour, Schwesterstadt von Bethlehem zu Gast. Wir kommen zur Mittagszeit an. Der Hof der lutherischen Kirche und Schule ist angefüllt mit Jungen und Mädchen, die heute Musiker in einem stolzen Pfadfin-der-Spielzug der Schule sind, sehr ansehnlich blau und schwarz uniformiert. Trommeln wir-beln, Trompeten, Posaunen, Saxo-phon und Flöten erklingen in mun-terem Durchein-ander. Schräg gegenüber liegt die orthodoxe Kirche. Und sie hat ebenfalls ihre eigenen Pfadfin-der und einen Spielmannszug dazu, diesmal in rot-weißen, ebenso phantasievoll-prächtigen Uniformen. Und auch dort wird zur bereits getrommelt, geblasen und geklingelt. Schließlich rückt ein dritter Zug an, in dem zwanzig Dudel-sackpfeifer, begleitet von

einer Trtommlerschar, den Ton angeben. Nebenher erklingt Musik aus einer kräftigen Lautsprecheranlage und im Abstand von wenigen Minuten läuten unermüdlich und eindringlich die Kirchenglocken vom Turm.

Endlich formieren sich die Pfadfinder- und Musikantenreihen in einer offenbar vom Protokoll vorgegebnenen und von zahlreichen Dirigenten mit fröhlichem Nachdruck exekutierten Ordnung. Es ist recht eigentlich ein griechisch-orthodoxes Begängnis, und diese Kirche ist Ausgangs- und Endpunkt der Zeremonie. Doch alle Pfadfinder der Stadt beiderlei Geschlechtes und dreier Generationen sind auf den Beinen, dazu anscheinend die ganze Bevölkerung der Stadt, unabhängig von Religion, Konfession und Parteizugehörigkeit. Die Pauker und Trommler, Bläser und Pfeifer geben ihr Allerbestes her, während der Zug die engen, widerhallenden Gassen durchschreitet. Am Rathaus stoppt der bunte Menschenstrom. Ein langes, lärmendes Warten beginnt. Inmitten der Menge weihrauchumweht und in vollem Ornat die orthodoxen Priester der Stadt. Der Ministerpräsident der palästinensischen Autonomiebehörde ist gekommen und gesellt sich zur Geistlichkeit.

Schließlich steigt der Lärmpegel noch einmal an und Bewegung entsteht. Ein Taxi ist vom Bethlehem-Check-point her eingetroffen. Unter Jubel wird das Licht in einem laternenartigen Behälter in priesterlich Obhut gegeben. Und nun bewegt sich der Zug auf gleichem Weg, unermüdlich begleitet von gewaltig beschwingten Marschmusik zurück zur Kirche, wo die Lampen am Altar angezündet und das Licht an die Menschen von Beit Sahour „verteilt“ wird. Das Osterfest hat begonnen und alle konnten Anteil daran nehmen.

Die Zeremonie der „Heiligen Feuers“ ist in Europa wenig bekannt. Ich selbst habe davon zuerst durch das ÖRK-Programm gehört. Welche Bedeutung der Licht-Ritus für die Menschen in Palästina hat, habe ich erst hier verstanden. Wir in Deutschland - die vereinfachende Verallgemeinerung sei mir verziehen - wissen sehr wenig von den Christen in Palästina, von ihrer bis in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt zurückreichenden Tradition, ihrem Ringen um das Recht im Land ihrer Vorfahren zu bleiben, ihrem Widerstand gegen die Besatzung, Seite an Seite mit ihren muslimischen Nachbarn. Solidarische Gefühle mit den Menschen in Israel sind unter uns verbreitet. Solidarität mit den christlichen Schwestern und Brüdern eher rar. Dabei ist ihr Beitrag zur zunehmenden Akzeptanz gewaltfreier Widerstandsform erheblich. Das Kairos-Dokument, das von palästinensischen Christen im Dezember 2009 der Weltöffentlichkeit übergeben wurde, ist eine deutlicher Beleg dafür. Und es kann für sich in Anspruch nehmen, nicht nur für die Christen, sondern für die Palästinenser insgesamt zu sprechen.

Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem III

Liebe Freundinnen und Freunde!

“Kommt und seht!” das ist eine Aufforderung, die wir oft hören. Hinsehen und hinhören ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, Eindrücke aufnehmen und, so gut es geht, weiter vermitteln.

Gestern Mittag klingelt das Telefon: “Kommt und seht! In Al Kahdar ist ein Hausabriss im Gange.” Al Khadar ist ein Dorf am Rande von Bethlehem. Eine halbe Stunde später sind wir vor Ort. Eine Handvoll Menschen ist versammelt. Sie versuchen von den Soldaten der israelischen Armee, die das Gelände abriegeln, die Erlaubnis zu erwirken, passieren zu dürfen. Doch die verhalten sich strikt abweisend, auch uns gegenüber. Im Hintergrund ist das Geräusch einer schweren Baumaschine zu hören, die, für uns nicht einsehbar, ihre Arbeit verrichtet.

Schließlich eilt ein Rechtsanwalt herbei. Auf ihn muss sich der Offizier der schwerbewaffneten Militäreinheit einlassen. Er weist ein Dokument vor. Der Offizier führt per Funk ein Gespräch. “Yes, the job is done” hören Umstehende ihn ins Mikrofon sprechen. Das Dokument enthält die Entscheidung des israelischen Obersten Gerichtshofes vom Vortag, die den Befehl zum Hausabriss für ungültig erklärt. Aber der Job ist bereits erledigt. Die Soldaten ziehen sich zurück. Der Weg ist für uns frei.

Wir kommen an der Trümmerstätte an. Frauen wehklagen händeringend. Männer starren mit ausdruckslosen Gesichtern in den Berg von Schutt und Schrott. Kinder irren weinend umher. Ein kleiner Junge, den Schulrucksack noch auf dem Rücken, schluchzt immer wieder: “Wo ist meine Haus? Wo ist mein Haus?”

Neun Menschen war das bescheidene, wellblechgedeckte Gebäude ein Zuhause. Die 7 Kinder von Ali Salim Musa und seiner Frau waren im Alter zwischen einem und acht Jahren. Aus drei kleinen Räumen, Küche und Bad bestand die Wohnung. Einige verstreute Möbel und Küchengeräte zeugen von äußerst ärmlichen Verhältnissen.

Einige Meter weiter ist ein bereits abgestandener Schutthaufen aufgetürmt. Es sind die Reste eines früheren Hauses. Es ist das zweite Mal, dass die Familie auf diese Weise ihr Haus verliert.

Die Obdachlosen werden vorerst in zwei benachbarten Hütten Unterkunft suchen müssen. Sie gehören zwei Söhnen des Vaters aus erster Ehe. Achmad lebt mit Frau und 5 Kindern in einem Raum von ca. 12 Quadratmetern und einer kleinen Küche. Mahmoud hat drei Kinder, und sein Haus ist etwa ebenso groß.

„Wir kommen wieder!“ sagte, bevor er abzog, einer der Soldaten zu dem fassungslosen Achmad mit Blick auf die verbliebenen zwei Häuser.

Auf meine Frage, die ich einem uns bekannten palästinensischen Menschenrechtler stelle, was wohl der Grund für den Abriss sei, reagiert dieser mit fast zornigem Unverständnis. “Sie brauchen keinen Grund. Egal ob Zone A oder B oder C des palästinensischen Autonomiegebietes, sie machen, was sie wollen.”

Der Ort am Rande des Dorfes liegt auf einer Anhöhe, von der aus man die Fernverkehrsstraße Nr 60 überblickt, die nicht nur Jerusalem und Hebron miteinander verbindet, sondern auch die Zufahrt zu etlichen israelischen Siedlungen in dem besetzten Gebiet darstellt. Sollte das der Grund sein? Aber die Straße ist ohnehin durch Zäune und Gitter vor Steinwürfen geschützt?

Noch ist keine Stunde vergangen. Ein Frontlader von einer nahegelegenen Baustelle kommt und beginnt, den Schutt beiseite zu räumen. Ein Trennschleifer ist zur Hand. Stahlschienen werden durchtrennt und beiseite gelegt. Einrichtungsreste aus dem Schutt gezerrt. Das Aufräumen und zugleich der Wiederaufbau hat begonnen. Selbstverständlich ohne Genehmigung, denn deren Beantragung würde Jahre dauern, und es wäre unwahrscheinlich, dass sie erteilt werden würde. Die Drohung, “Wir kommen wieder”, ist nicht aus der Luft gegriffen.

Als wir uns von Achmud verabschieden, dankt er uns mit warmen Worten, dass wir gekommen sind, um zu sehen und zu hören. Und er lacht dabei sogar ein wenig. Es wird hier viel gelacht, trotzalledem.

Herzlichen Gruß aus Bethlehem
Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem (IV), 21. April 2010

Liebe Freunde und Frendinnen,

mit dem Auto auf palästinensischen Landstraßen zu fahren, kann abenteuerlich sein, denn die Täler sind tief und die Berge oft steil. Das gilt umso mehr für unsere Fahrt auf einer noch im Bau befindlichen Straße, die sich am Hang des Abu-Sid-Berges in Artas entlangzieht. Der Ort, eines der ältesten Dörfer des Landes, dehnt sich auf der Nordseite eines wunderschönen, an Quellen reichen Tales aus. Zahlreiche Gewächshäuser und eine dichte Folge von Gemüsefeldern zeugen von der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung des fruchtbaren Bodens. 90 % der arbeitsfähigen Bewohner sind in der Landwirtschaft tätig.

Am 16. Februar 2006 wurde die südliche Seite des Tales, der gesamte Abu-Sid Berg, per Militärbefehl konfisziert. Die Mauer, hier noch im Bau, wird, wenn die israelischen Pläne Wirklichkeit werden, das Tal der Länge nach durchziehen. Artas wird von einem beträchtlichen Teil seines Landes getrennt werden. Die Verordnung besagt, dass auf dem Berg eine israelische Siedlung angelegt werden soll, die bis auf 40 m an die Talsohle heranreichen würde. Der Charkter der Landschaft würde vollständig verändert werden. Die Menschen von Artas würden aufhören, Besitzer ihres Tales zu sein.

Der Dorfrat hat umgehend Widerspruch gegen die militärische Verordnung eingelegt. Die Entscheidung des Gerichts steht noch aus. Die Klage bewirkt vorerst einen Baustopp. Unsere Fahrt gilt der im Bau befindlichen Straße, ein Projekt das vom Landwirtschaftsministerium der Palästinensischen Autonomiebehörde unterstützt wird. Wir durften uns dem Projektmanager des Ministeriums auf seiner Inspektionsfahrt anschließen. Die Straße ist Ausdruck der Entschlossenheit der Dorfbewohner, die Enteignung ihres Landes nicht ohne Widerstand hinzunehmen. Sie wird eine intensivere landwirtschaftliche Nutzung des Berghanges ermöglichen. Bereits jetzt wurden 2000 Bäume gepflanzt. Einige Familien wollen, sobald die Straße fertig ist, Häuser daran bauen.

Die offizielle Projektbesichtigung ist beendet. Wir setzen unseren Weg zu Fuß fort, gemeinsam mit Mohammed Abu-Sway, Sprecher des Kommittees gegen den Bau der Mauer und der Siedlungen. Er ist selber in Artas zu Hause und seine große Familie, zu der einige hundert Dorfbewohner zählen, besitzt etliche Stücken Land in dem Tal, dem wir aufwärts folgen. Baumplantagen – Aprikosen, Oliven, Mandeln und Nüsse – lösen die Gemüsefelder ab, wo eine Bewässerung nicht mehr möglich ist. Wir treffen Munir in seiner Aprikosen-Plantage an. Er ist einer der erfolgreichsten Bauern des Dorfes. Er ist gerade dabei, den Boden zwischen den Baumreihen mit seinem Esel zu pflügen, um zusätzlich Gemüse anzupflanzen. Das nötige Wasser wird er von der tiefer liegenden Quelle mit seinem Esel heranschleppen. Er braucht dringend jeden Shekel, um die Kosten für den Prozess zu bezahlen, den er um sein Land führt. „Bereits 25.000 Shekel hat er mit Unterstützung der Verwandten daür aufbringen müssen“, erklärt uns Mohammed im Weitergehen. „Das ist auch der Grund dafür, dass er noch nicht verheiratet ist.“ Sein Land und Erbe ist ihm vorerst wichtiger als die Gründung einer eigenen Familie.

Nach einer Wendung des Tales taucht vor uns in der Ferne ein Fremdkörper in der Berglandschaft auf. Als wir näher kommen, erkennen wir einen gewaltigen Tunnel, 6m hoch, 12 m breit, 120 m lang. Wir befinden uns unterhalb des Berges auf dem Efrat liegt, eine umfangreiche israelische Siedlung auf palästinensischem Boden. Die geplante neue Siedlung würde Efrat unmittelbar benachbart sein und ein weiteres Glied in der Kette der Siedlungen bilden, die Bethlehem einzuschließen drohen. Das Gerichtsverfahren, das der Dorfrat angestrengt hat, bewirkt momentan die Einstellung der Baumaßnahmen, zu denen der Tunnel gehört. Doch für wielange? Experten erklären, dass der Tunnel dazu angelegt sei, Abwässer aus den israelischen Siedlungen in das Artastal zu leiten. Das wäre eine ökologische und für das Dorf zugleich eine ökonomische Katastrophe.

Für Mohammed und seine Dorfnachbarn ist der Tunnel ein Albtraum. Als die Bauarbeiten 2007 eingeleitet wurden, haben sie ein Zeltlager eingerichtet und ihr Land 18 Tage und Nächte bewacht. Israelische Soldaten mit 60 Jeeps gingen rund herum in Stellung. Am 21. Mai 2007 wurde das Gebiet zum Militärbereich erklärt. Die Soldaten haben die Zeltinsassen buchstäblich über die Absperrung geworfen. Die Bulldozer begannen ihr Werk. Binnen kurzem waren 45 Aprikosenbäume entwurzelt und zu Abfall geworden. Sie gehörten Mohammeds Cousin. Mohammed ist die innere Bewegung immer noch anzumerken. Er gesteht, er habe an diesem Tag geweint – nicht als er verhaftet wurde, nicht als er geschlagen und gefoltert wurde, sondern als er zusehen mußte, wie die Bäume starben.

Auf dem Rückweg erklimmen wir das Hochplateau des Berges. Mohammed erklärt lachend, dass er jetzt illegal sei, denn 2007, nach Entlassung aus der Haft, wurde ihm das Betreten des Berges verboten. Er verspricht uns eine Tasse Tee, als wir uns einem einsamen Anwesen auf der Kuppe des Berges nähern. Die Bäuerin, Lefisa, heisst uns willkommen. Sie betreibt ihre kleine Landwirtschaft allein. Gesicht und Hände sind von vielen Jahrzehnten harter Arbeit gezeichnet. Der Sohn ist gerade zugegen. Er ist mit Maurerarbeiten im Hof beschäftigt.

Mohammed erzählt, dass die Mauer ursprünglich Lafisas kleines Anwesen durchqueren sollte. Doch sie weigerte sich tapfer, Haus und Hof zu verlassen. Die Pläne mussten verändert werden. Ein kleiner Triumph. Wenn die Mauer erst einmal steht, kann es sehr wohl sein, dass ihr Anwesen zur militärischen Sicherheitszone erklärt und damit dem Abriss preisgegeben wird? Doch noch will die tatkräftige Greisin kämpfen, und sie ist nicht allein. Sie ist ein Glied in einer Kette des gewaltfreien Widerstandes im Dorf Artas, gemeinsam mit Mohammed, Munir, dem Gemeinderat und vielen anderen.

Gez. Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem (V), 29. April 2010

Liebe Freundinnen und Freunde,

ich habe zwar noch nicht im Sinne Luthers ein Apfelbäumchen gepflanzt, aber dafür ein paar Olivenbäume, in Ush Ghurab; unweit von Beit Sahour, dem Bethlehem benachbarten Ort, auf dessen Fluren einst Hirten Freude verkündet und Frieden verheißen wurde.

Der Boden fühlt sich anders an als ich ihn von irgendwo sonst kenne. Die schwere, breite, spitz zulaufende Hacke ist das allgemein gebräuchliche Grabwerkzeug. Steine sind allgegenwärtig, nicht nur als Felsengebilde, die der Landschaft Kontur geben, sondern auch in allen Größen im Boden verteilt. Zusammen mit der sonnengehärteten Erdoberfläche machen sie es schwer, den Boden aufzubrechen. Doch nach mühseligen ein, zwei Handbreit spürt man gutes, leicht lehmiges Erdreich mit einer ausgeprägten Krume. Im Winter fiel reichlich Regen. Der Ölbaum ist genügsam. Die junge Pflanze muss allerdings vor dem Fraß durch Schafe geschützt werden. Vor der Zerstörung durch Menschen gibt es kaum einen Schutz.

Der Ölbaum ist den Palästinensern mehr als nur ein abstraktes nationales Symbol. Dem Land fehlt es an Wäldern und so sind die Bäume um das Haus und auf den Weiden Spender von Schatten und Nahrung zugleich. Wenn von Zerstörungen die Rede ist, die dem Bau der Mauer oder anderen Maßnahmen der Armee geschuldet sind, so werden Bäume und speziell Ölbaume mit gleicher Trauer und gleichem Zorn genannt und gezählt wie Häuser und Wohnungen.

In Ush Ghurab gibt es einen Erholungspark mit Bänken und Bäumen, Spiel- und Sportgeräten, Rasen und Basketballfeld, Kiosk und Kantine. Wir sind zu einem Volksfest gekommen, das einheimische Organisationen, speziell Frauengruppen, vorbereitet haben, mit denen wir in Kontakt sind. Es sind gewiss ein paar hundert Menschen, meist Frauen mit ihren Kindern, gekommen. Zuerst ein paar Reden, ein wenig Gesang und Musik, dann ist das Gelände freigegeben und alle Schaukeln, Rutschen und Klettergeräte sind im Nu von den Kindern in Besitz genommen

Mit Bussen kommen Jugendliche aus Schulen in der Umgebung. Sie sollen am Höhepunkt des Festes, der Baumpflanzaktion, mitwirken. Die Pflanzen werden verteilt. Genügend Hacken sind vorhanden. Wir gehen einige hunder Meter das Tal entlang durch unwegsames Gelände. Reihen werden gezogen, Abstände gemessen. Dann geht es los. Ich habe mich einer Mutter und Tochter angeschlossen. Zusammen bringen wir drei junge Bäume in die Erde.

Ush Ghurab, zu deutsch Krähennest, ist ein markanter Berg. Er beherrscht die Umgebung, insbesondere die Straße nach Jericho. Die britischen Mandatstruppen nutzten die strategische Position für ihr Hauptquartier. Die jordanischen und ab 1967 die israelischen Besatzungstruppen übernahmen die Einrichtungen. 2006 räumte die israelische Armee das Terrain. Seitdem bemüht sich die Stadtverwaltung von Beit Sahour um die Nutzung des landschaftlich wertvollen Geländes.

Geplant sind, neben der Anlage eines öffentlichen Parks, der Bau eines Krankenhauses, eines

Jugendzentrums, eines Umweltzentrums und einer Wasserstation. Die Pläne wurden der israelischen Zivilbehörde vorgelegt – das Gelände gehört zur Area C (d.h. gänzlich von der israelischen Armee kontrolliert) – und genehmigt. Das Freizeitgelände, auf dem wir das Volksfest erleben, ist das erste Projekt, das mit Hilfe der US-amerikanischen Entwicklungsagentur USAID verwirklicht wurde.

Doch inzwischen erschienen die „Frauen in Grün“ auf dem Plan. Die Namensgebung hat nichts mit der in Europa üblichen politischen Farbsymbolik zu tun. Sie nimmt Bezug auf die „Green Line“, der Grenze Israels vor 1967. Die Bewegung bekämpft alle, die die Rückkehr zu dieser Grenze befürworten – wie zum Beispiel die israelischen „Frauen in Schwarz“ und die viele Friedensbewegungen. Sie gehören zum radikalen rechten Kern der Siedlerbewegung. Sie treten für die Annexion Palästinas ein. Getreu ihrem Wahlspruch „Eretz Israel Le'Am Yisrael – Das Land Israel gehört dem israelischen Volk“ ist ihr Ziel die Verhinderung eines palästinensischen Staates.

Die „Frauen in Grün“ führten unter dem Schutz der Armee Kundgebungen auf dem Ush Ghurab durch, richteten Zerstörungen auf dem Freizeitpark an und werben offen für die Anlage einer neuen israelischen Siedlung auf dem Berg. Inzwischen hat die Armee auf dem verlassenen Militärgelände einen Wachturm errichtet und sich erneut einquartiert. Die Stadt muss die Baugenehmigungen neu verhandeln. Die Sorge ist groß, dass sich der Ring von Siedlungen um Bethlehem immer weiter schließen und die Stadt zu einer Enklave werden wird.

Unsere Baumpflanzaktion und das Volksfest gehört bewusst zu der Strategie einheimischer Gruppen, Widerstand mit gewaltfreien Mitteln zu organisieren und einzuüben. Die Neigung, mit gleicher Münze heimzuzahlen, ist natürlich stets gegenwärtig, und Steine, die sich als Wurfgeschosse eignen, gibt es überall in Hülle und Fülle. Man kann aber den Anspruch auf Grund und Boden auch zum Ausdruck bringen, indem man Bäume pflanzt. Steine werfen haben palästinensische Jugendliche genug geübt. Bäume pflanzen müssen sie lernen.

Die Chance, dass die Bäume im Gegenzug herausgerissen werden, ist groß. Luther, so wird tradiert, wollte einen Apfelbaum pflanzen, selbst wenn er damit rechnen müsste, die Früchte nicht genießen zu können. Uns hat es Freude gemacht, Olivenbäume zu pflanzen. Und vielleicht wird ja doch irgendjemand die Früchte ernten.

Giselher Hickel

EAPPI-Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethelehem VI, 15. Mai 2010 (Nakba-Tag)

Liebe Freundinnen und Freunde,

ich habe eine lange Schreibpause eingelegt, u.a. weil wir eine Woche lang in Israel unterwegs gewesen sind. Davon wird noch zu berichten sein. Zunächst aber ist einiges nachzuholen. So habe ich bisher noch nichts über den „Bethlehem-Checkpoint“ geschrieben, dessen Beobachtung in unserer Arbeit einen wichtigen Platz einnimmt. Wer frühere Berichte über das EAPPI-Programm in Bethlehem gelesen hat, wird sich an eindringliche Schilderungen dazu erinnern.

Es ist gar nicht ganz leicht zu erklären, welche Funktion der Kontrollpunkt hat. Auf beiden Seiten liegt palästinensisches Gebiet – Bethlehem, von der palästinensischen Autonomiebehörde regiert, auf der einen und Ostjerusalem auf der anderen Seite, seit 1967 von Israel annektiert. Es ist noch ein wenig komplizierter: Israel hat das Stadtgebietes von Jerusalem bis hinein in das Stadtgebiet von Bethlehem ausgeweitet. Über 40 palästinensische Dörfer und die dazugehörigen Gemarkungen wurden per Verwaltungsakt nach „Groß-Jerusalem“ eingemeindet. Der Bethlehem-Checkpoint verbindet also palästinensisches Autonomiegebiet mit palästinensischem Gebiet unter israelischer Annexion, die bis heute völkerrechtlich von keinem Staat der Welt anerkannt wurde.

Wenn ich Besuchergruppen den Checkpoint erkläre, merke ich immer wieder, dass ich von „Grenzübergang“ reden will. Denn so sieht die Anlage aus. Es gibt eingezäunte Gänge, Drehkreuze, Metalldetektoren, Röntgeneinrichtungen für Gepäck und mitgeführte metallische Gegenstände und schließlich Schalter für die Ausweiskontrolle. Über der Normalität dieser in aller Welt vorfindlichen Kontrollstruktur vergisst man leicht die Anormalität: Es handelt sich nicht um die Sicherung einer Staatsgrenze, sondern um eine militärische Einrichtung auf besetztem Territorium. Der Checkpoint ist Teil der Mauer, deren Verlauf nicht der völkerrechtlich anerkannten Grenze von vor 1967 entspricht. Das allein ist der Grund dafür, dass der Internationale Gerichtshof in Den Haag die Mauer für illegal erklärt hat. Niemand könnte Israel das Recht bestreiten, seine Staatsgrenze mit welchen Sicherungsanlagen und Grenzkontrollen auch immer zu schützen. Aber auf okkupiertem Gebiet verbietet das Völkerrecht die Errichtung derartiger militärischer Einrichtungen. Insofern handelt es sich im Sinne des Völkerrechtes um einen illegalen Checkpoint und die Erschwernisse, die für die Bevölkerung dadurch entstehen, stellen Verletzungen des Internationalen Humanitären Rechts dar.

Das ist der Grund dafür, dass wir die Arbeit der Soldaten am Checkpoint beobachten, Zwischenfälle dokumentieren und die Durchlässigkeit statistisch erfassen. Daneben wollen wir mit unserer Präsenz während der kritischen Morgenstunden, zwischen 4:30 Uhr und 8:00 Uhr, schlicht bezeugen, dass wir sehen und hören was geschieht, und den Betroffenen Beistand leisten. Denn für über 2000 Menschen ist die morgendliche Prozedur eine tägliche Tortur. Jerusalem ist natürlich für viele Bewohner des benachbarten Bethlehem und der umliegenden Dörfer der Arbeitsort. Darüber hinaus zieht die florierende Wirtschaft Israels Arbeitsuchende aus den besetzten Gebieten an, die hier kaum die Chance haben, einen Job zu finden. Wenn man eine Familie zu ernähren hat, treten ideologische Bedenken zurück. Selbst in den

„Settlements“, die rechtswidrig auf palästinensischem Land gebaut werden, arbeiten Palästinenser. Ohne deren billige Arbeitskraft wäre der Bauboom der Settlements, die wie Pilze aus dem Boden schießen, gar nicht denkbar.

Jedes Mal, wenn ich im Morgengrauen an der Reihe der eingezwängt Wartenden vorbeigehe, bin ich erschüttert - nicht so sehr über die metallenen, käfigartigen Zäune und das an Gefängnisse erinnernde Überwachungssystem, auch nicht über die gleichgültigen Gesichter der sich mitunter „halbstark“ gebärdenden Soldaten und Soldatinnen. All das ist unschön. Aber ich kenne keine Checkpoints, weder an Grenzen, noch auf Flughäfen, noch in schutzbedürftigen zivilen Gebäuden, in denen ich mich wohlfühlen würde. Und bunte Plakate der Tourismusindustrie an den Betonwänden oder spärliche Blumenrabatten mögen wohlgemeint sein, sie wirken jedoch deplaziert, wenn nicht gar zynisch. Nein, erschüttert bin ich regelmäßig, wenn ich in die Gesichter sehe, und mehr noch wenn ich die Hände sehe, die die Gitterstangen umklammern – Gesichter von Schwerstarbeit gezeichnet und geschundene Hände. Ich bin nicht Profi genug, um das im Foto festzuhalten.

Vielleicht kennen einige von Euch Emile Zolas Roman „Germinal“: Kohlerevier in Nordfrankreich, zweites Kaiserreich. Immer wieder fällt mir das Bild ein, das Zola eindringlich mit Worten zeichnet: Der Zug der Bergleute im Morgengrauen zur Grube - müde sich schleppend, zwanghaft getrieben, stumpf, böse. Mir ist als begegnete ich am Checkpoint dem 19. Jahrhundert. Keine Spur von proletarischer Romantik. Es ist Kampf ums Dasein, um den Arbeitsplatz, ohnmächtiger Widerstand gegen Gewaltstrukturen, Kampf eines jeden gegen jeden.

Entscheidend ist die „working permit“, die Arbeitserlaubnis. Ohne sie bleibt der Checkpoint verschlossen. Ausgestellt wird sie von der Besatzungsarmee. Man muss von der schwarzen Liste gestrichen sein. Man muss über 35 Jahre alt und verheiratet sein und Kinder haben. Die „working permit“ muss von einem Arbeitgeber in Israel beantragt werden. Palästinenser können aber nicht nach Israel einreisen, um einen Arbeitgeber zu suchen. Wie das überhaupt funktionieren kann, konnte mir noch niemand erklären.

Verständlich, dass dieses Stück Papier eine Kostbarkeit ist, die es zu verteidigen gilt. Der Durchlass am Checkpoint stockt immer wieder. Meist hapert es an den Metalldetektoren, wo bis aufs Hemd, einschließlich der Schuhe, all und jedes untersucht werden muss. Manchmal geht es quälend langsam voran, manchmal gibt es eine halbe Stunde Stillstand. Mitunter lässt sich der Eindruck der Schikane kaum vermeiden. Um 2:00 Uhr morgens haben die ersten sich angestellt. Um 4:30 Uhr warten 500 bis 700 Arbeiter in der Schlange vor dem ersten Drehkreuz. Wenn dort ca. 4:45 Uhr zum ersten Mal das grüne Licht aufleuchtet, beginnt der Kampf um einen Platz möglichst weit vorn in der Reihe. Männer klettern auf die Überdachung des Zugangs und zwängen sich irgendwo vorn durch eine Öffnung, sie kriechen katzengleich geschmeidig unter der Absperrung hindurch, sie schieben sich gewandt durch den Stacheldraht, sie versuchen sich harmlos unter die Frauen, Alten und Kranken zu mogeln, denen ein Sonderweg, der „humanitäre Zugang“, gewährt wird. Schieben und Drängen und Schreien und Rennen. Zwei bis drei Stunden muss man für

den Durchlass rechnen. Auf der anderen Seite wartet der Unternehmer, der seine billigen Arbeitskräfte abholt, oder der Bus nach Jerusalem. Wer nicht rechtzeitig durchkommt, riskiert den Arbeitsplatz und damit die Arbeitserlaubnis und damit den Unterhalt für die Familie.

Am Checkpoint in Bethlehem begegnet mir die „Dritte Welt“. Er ist eine um einen Spalt breit geöffnete Tür in die „Erste Welt“.

Ich werde angesichts der Mauer von Besuchern oft gefragt, ob ich mich an die Berliner Mauer erinnert fühlte. Und natürlich wird auch von Palästinensern selbst oft auf den Fall der Berliner Mauer Bezug genommen als Metapher dafür, dass generell Mauern fallen können. Architektonische Ähnlichkeiten gibt es es durchaus und rein formal betrachtet handelt es sich in beiden Fällen um einen von Staats wegen errichteten Sicherheits-Kordon. Aber politisch stimmt der Vergleich nur cum grano salis. Was ich hier beobachte, lässt mich eher an die Mauer an der Grenze der USA zu Mexiko denken, an die Zäune um die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Nordafrika und an das Frontex-Programm der EU zur militärischen Abwehr von Eindringlingen aus Afrika und Asien. Es ist eine Festungsanlage der „Ersten“ gegenüber der „Dritten Welt“.

Nach 7:00 ändert sich das Bild der Wartenden. Immer mehr gebügelte Hemden und blanke Schuhe erscheinen auf dem Plan. Palästinensische Geschäftsleute, die eine bestimmte Umsatzhöhe im Handel mit israelischen Unternehmen erreichen, können passieren; auch bestimmte Angestellte der Kirchen. Einmalige Genehmigungen zum Besuch der heiligen Stätten werden an Alte erteilt. Es gibt ein ganzes System von Sondergenehmigungen und Privilegien. Auch das gehört zum modernen Erscheinungsbild der „Dritten Welt“, die nicht mehr aussieht, wie in den 50er und 60er Jahren. Zu den Bevorzugten gehören auch wir mit unseren Pässen aus EU-Ländern. Als Mitarbeiter des EAPPI-Programms des Ökumenischen Rates der Kirchen sind wir als Beobachter in der sensiblen Zone im Inneren des Checkpoints mehr oder weniger akzeptiert. Israel versteht sich selbst als demokratisch legitimierter Rechtsstaat. Ich will auch nicht verschweigen, dass ich dankbar beobachte, wie manche Offiziere sich redlich bemühen, das System am Laufen zu halten, und den Wartenden unnötige Qualen zu ersparen. Israelische Soldaten sind gewiss keine Unmenschen, auch wenn sie in einem Kontext arbeiten, der Unrecht darstellt.

Unsere Berichte gehen wöchentlich an das UN-Büro für Humanitäre Angelegeneheiten, an das Internationale Rote Kreuz, an bestimmte diplomatische Vertretungen, an israelische und internationale Menschenrechts-Organisationen. Das ist uns wichtig. Ebenso wichtig ist, dass unsere Gegenwart für die Palästinenser ein Signal darstellt, dass die Demütigung, die ihnen widerfährt, nicht im Verborgenen geschieht.

Giselher Hickel

EAPPI-Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem VII: 25. Mai 2010 (Gaza-Nachbarn)

Liebe Freundinnen und Freunde,
von der Anhöhe außerhalb von Sderot hat man einen weiten Rundblick, gen Osten und Norden auf die Stadt selbst, vorwiegend Siedlungen aus Einfamilienhäusern, locker ausgebreitet und von Grün durchzogen, im Westen etwas weiter entfernt aber immer noch greifbar nahe, das Weichbild eines sich lang hinziehenden Konglomerates aus Wohnhäusern und Fabrikgebäuden: Gaza.

Während des Gaza-Krieges vor eineinhalb Jahren war der Hügel, auf dem wir stehen, bevorzugter Standpunkt von Fotojournalisten und Schaulustige – Krieg einmal nicht nur im Fernsehen, sondern life, für die Einwohner von Sderot allerdings alles andere als ein Spektakel. Die junge israelische Stadt mit knapp 20.000 Einwohnern im südwestlichen Negev, ist als bevorzugtes Ziel von Qassam-Raketen-Angriffen aus dem Gazastreifen bekannt geworden.

Wenn Julia erzählt, merkt man ihr die inneren Verletzungen an, die sie erfahren hat. „Es gibt ein Warnsystem“, erzählt sie. „Wenn die Lautsprecherstimme 'Tseva Adom' = 'Farbe Rot' verkündet, haben wir 15 Sekunden, um vor dem Einschlag der Rakete Schutz zu suchen. Stell dir vor, du bist mit dem Auto unterwegs, um die Kinder in den Kindergarten zu bringen. Und du weisst, wenn jetzt das Signal ertönt, kannst du höchstens eines der Kinder zu greifen und in Sicherheit zu bringen. Die anderen musst du im Auto zurücklassen.“ Solche und ähnliche Situationen häuften sich in Zeiten, als es 10 - 60 Angriffe pro Tag gab. Ein normales Leben war nicht mehr möglich. In den Jahren 2001 bis 2009 war die Stadt Ziel von 8600 Raketenangriffen. 40 Menschen starben. „Krieg ist schlimm, aber schlimmer ist ein nie endender Konflikt.“

In Sderot wurden viele Millionen Dollar in Sicherheits-Strukturen investiert. Aric weist uns auf die bunt bemalten Bushaltestellen hin, die durchgängig zu gefällig aussehenden, raketensicheren Schutzräumen umgebaut wurden. Über die Dächer aller öffentlichen Gebäude, wie Kindergärten und Schulen, wurden weitausladende Schutzschilde aus Stahlbeton gespannt. Die Bauaufsicht schreibt vor, dass jedes Wohnhaus einen Schutzraum aufweisen muss. Schäden, von den Einschlägen verursacht, werden sofort repariert und die Spuren beseitigt. Aber die seelischen Schäden, die ein jahrelanges Leben unter Bedrohung mit sich bringen, lassen sich nicht schnell, wenn nicht gar niemals heilen.

Julia und Aric gehören zu den Gründungsmitgliedern einer Bürgervereinigung, die sich den Namen die „Andere Stimme“ gegeben hat. Ihre Stimme war zunächst an Menschen in Gaza gerichtet, die in Sichtweite und doch in einer anderen Welt leben. Bis zur ersten Intifada, 1987, war der Strand von Gaza ein beliebtes Naherholungsziel für die Einwohner von Sderot und der Kontakt lebhaft. Seitdem ist das Verständnis für die anderen immer mehr verloren gegangen. „Diese Unfähigkeit, die andere Seite zu sehen, ist ein fundamentaler Verlust an Menschlichkeit“, sagt Julia.

Und Aric erzählt, dass sein Drängen unter Freunden, Verbindung mit Menschen in Gaza aufzunehmen, immer wieder mit dem Hinweis abgetan wurde, dies sei jetzt nicht der rechte Moment. Bis er sich sagte: „If it's never the time, it's always the time“. Es war nicht leicht, Gesprächskontakte nach Gaza zu knüpfen. Solche Bemühungen werden auf beiden Seiten mit Misstrauen verfolgt, aber in Gaza kann dieses Misstrauen tödlich sein. Die Kontakte werden meist per Telefon wahrgenommen. Mit einem erheblichen Aufwand gelingen auch gemeinsame Seminare und Begegnungen im Ausland.

Aber die „Andere Stimme“, die Wert auf ihre politische Unabhängigkeit legt, ist auch an die israelischen Mitbürger und Politiker gerichtet. Die Kampagne zur Beendigung der Belagerung von Gaza ist momentan ein Schwerpunkt der ihrer Arbeit. Denn viele Bürger in Sderot haben begriffen, dass Zwangsmaßnahmen gegen die 1,5 Millionen Einwohner des Gazastreifens Extremismus eher fördern als verhindern. Ihr Motiv ist neben dem elementaren Mitgefühl unter Nachbarn die Furcht vor neuem Beschuss und das wohlverstandene Bedürfnis nach eigener Sicherheit. Die Gruppe schrieb am 30. April in einem Brief an Ministerpräsident Benjamin Netanjahu:

„ … wenige Minuten entfernt von unseren Wohnungen leben Menschen unter unmenschlichen Bedingungen im größten Gefängnis der Welt. Für die seit Jahren anhaltende Belagerung Gazas durch Israel gibt es keine Rechtfertigung. Sie bringt uns keine Sicherheit. Das Gegenteil ist der Fall: Die Blockade schadet der Sicherheit Israels, weil sie Hass und Abneigung verschärft und Rache- und Terrorakte ermutigt. Es ist ein Pulverfass aus Verzweiflung, Enttäuschung und Wut, das jeden Moment exlodieren kann. ...
Die Belagerung verursacht Schäden und Leiden für eineinhalb Millionen Menschen, die nicht zu rechtfertigen sind … Die Belagerung ist gefährlich und unmoralisch. Wir bitten Sie, auf die Beendigung der Belagerung von Gaza hinzuwirken und damit die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen für uns, die wir diesseits der Grenze leben, zu treffen. ***Wir bitten Sie, unseren Nachbarn, und damit auch uns, die Chance für ein Leben in Würde zu geben.*** *Bitte, geben Sie uns Hoffnung statt einer neuen Runde der Gewalt!!“* *(eigene Übersetzung und Hervorhebung)*

Mir scheint, das ist eine kostbare Einsicht, die uns jüdische Menschen in Israel vermitteln: Wer zur Entwürdigung anderer Menschen beiträgt oder diese toleriert, verliert selbst seine Würde. Es ist eine Einsicht, die uns theoretisch nicht neu sein mag, auch wenn wir keinen Grund haben, uns ihrer zu rühmen. Ich bewundere die Eindringlichkeit, mit der sie von Menschen in Israel ausgesprochen, erlebt und erlitten wird.

Giselher Hickel

EAPPI disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem VIII, 2. Juni 2010 (Siedler)

Liebe Freundinnen und Freunde,

immer wieder stoße ich überraschend auf Orte, die biblische Bedeutung haben. Janoun verdankt seinen Namen Nun, dem Vater Josuas, dessen Grab sich unweit des Dorfes auf einer Anhöhe befindet. Diese gewährt einen weiten Blick hinüber ins Jordantal. Man sieht das Dorf und das Tal auf einmal mit anderen Augen: Hier also hat Josua, der treue Helfer und Nachfolger Moses, der wackere Kundschafter und Heerführer, seinen Vater beerdigt, hier wird er ein Haus gebaut, Schafe und Ziegen zur Tränke geführt haben.

Ich kann nachfühlen, dass es fromme jüdische Menschen an solche Orte zieht. Gleich-zeitig nehme ich wahr, ein wenig beschämt ob meiner Unkenntnis, dass Nun, der Josua-Vater, den Moslems als Prophet gilt. Am Grab und in der schlichten Moschee des Dorfes wird seiner gedacht.

Janoun - ein kleiner, wenig bekannter Ort, fernab der Pilgerrouten. Ein Ort von vie-len, an denen die drei Reli-gionen, denen die biblische Geschichte heilig ist, ein-ander begegnen könnten.

Umso beklagenswerter, dass der Name des Dorfes im Jahre 2002 aus ganz anderen Gründen bekannt wurde. Nach den mit der Staatsgründung Israels, 1948, und der Besetzung von 1967 verbundenen Vertreibungen wurde nach 35 Jahren erneut die Bevölkerung eines ganzen Dorfes zur Flucht getrieben, weil das Maß des Terrors durch die sie umgebenden Siedler unerträglich wurde, und ihre Morddrohungen glaubwürdig waren. Damals ging eine Welle der Empörung durch Israel ebenso wie durch Palästina. Bereits am folgenden Tag besetzten israelische und ausländische Menschenrechtler den von den Einwohnern verlassenen Ort und verhinderten so den Einzug der Siedler. Unter dem Schutz der Freiwilligen wagte in den folgenden Wochen eine Familie nach der anderen zögernd die Rückkehr. Heute leben und arbeiten wieder ca. 90 Menschen in Janoun. Einige Häuser sind leer geblieben. Eins davon wurde zur Unterkunft der Beschützer. Seit dem Herbst 2002 blieben die Einheimischen nicht einen Tag lang allein. Seit 2003 sichert das EAPPI die internationale Präsenz.

„Ta'ayush“ - („Gemeinsam leben“) ist eine israelisch-palästinensische Friedensbewegung, in der viele israelische Akademiker/innen arbeiten. Sie waren damals als erste zur Stelle. Eine Sprecherin erklärte das Engagement als Widerstand gegen den „Transfer“ - ein beschönigender Ausdruck für die ethnische Säuberung der besetzten Gebiete und die unverhohlene Strategie rechter Siedlerorganisationen: „ ... Transfer bezeichnet nicht unbedingt einen dramatischen Augenblick, in dem Menschen vertrieben werden und aus ihren Städten und Dörfern fliehen müssen. Es ist nicht notwendigerweise eine geplante und wohl organisierte Aktion, bei der Busse und Lastwagen mit Menschen beladen werden, wie es 1967 in Qalqilyah geschah. Transfer ist ein tiefer reichender Prozess, ein schleichender, verborgener Prozess. Er ist auf keinem Film festgehalten, noch überhaupt dokumentiert, und er geschieht unmittelbar vor unseren Augen. Wer auf ein dramatisches Ereignis wartet, ist in Gefahr zu übersehen, dass der Transfer bereits im Gange ist.“ (Haaretz,

15.11.2002)

Janoun liegt in einem anmutig sich öffnenden Talkessel. Die Mehrzahl der Gehöfte ist an die unteren Hänge der nordwestlichen Talseite gebaut. Sie trotzen mit ihren starken Mauern kühl der prallen Mittagssonne. Getreidefelder bedecken die Talsohle, Oliven- und Obstbäume die Hänge. Schafe und Ziegen weiden auf den Grasflächen.

Das friedliche Bild trügt. Auf den Kuppen der umgebenden Berge zeichnen sich, erst auf den zweiten Blick erkennbar, die Umrisse von Gebäuden ab – Ställe, Wohnbaracken, Wachtürme und militärische Anlagen, Außenposten weiter entfernt liegender Siedlungen. Wie überall besetzen sie die Höhen rundum und suchen Schritt für Schritt das Tal zu erobern. Keine Familie, deren Väter oder Söhne nicht schon beleidigt, geschlagen, mitunter krankenhausreif geprügelt wurden. Die Berichte sprechen von brutaler Gewalt gegen Mensch und Tier, von Waffengebrauch und zerstörten Ernten.

Ein Großteil der Hänge wurde zum Siedlerland erklärt. Der Lebens- und Ackerraum des Dorfes ist drastisch reduziert. Auf meinem Weg rund um das Dorf werde ich von meiner Begleiterin immer wieder gemahnt: „Nicht weitergehen!“ Die Mißachtung der unsichtbaren Grenze hatte oft schon schlimme Folgen. Denn jede Bewegung unten im Dorf wird oben aufmerksam beobachtet. Immer wieder schweifen deshalb die Blicke hinauf und suchen die Hänge ab: Sind Siedler im Anmarsch? Sind Soldaten zu sehen? Letztere werden hier nicht geliebt aber dennoch weniger gefürchtet als die bewaffneten Siedler. Sie haben die Aufgabe, Zusammenstöße zu verhindern. Aber sie kommen immer zu spät, wenn sie gebraucht würden, und sie lassen stets die Version ihrer Landsleute gelten, so absurd diese auch sein mag. So wird kaum eine Gewalttat strafrechtlich geahndet.

Ich bin an Mythen und Legenden aus alter Zeit erinnert, die von Städten erzählen, die unsichtbarer Bedrohung und unberechenbarer Grausamkeit ausgesetzt sind, die Opfer fordert, besonders unter den Kindern. Die Kinder von Janoun verstummen und unterbrechen ihr Spiel, wenn ein unbekanntes Motorgeräusch zu hören ist oder ein Fremder gesichtet wird. Und die Jugendlichen suchen das Weite, sobald ihr Alters es ihnen erlaubt.

Wer „Settlers“? Das Bild ist vielfältig. Der Öffentlichkeitsbeauftragte des Efrata-Settlements, einer wohletablierten, ausgedehnten Wohnsiedlung nahe Bethlehem, ist ein gewandter Gastgeber, höchst eloquent, mit ausgeprägtem US-amerikanischen Akzent, der uns freundlich in sein Haus lädt und sich als Friedensaktivist darzustellen weiß. Er würde engere Kontakte zu den palästinensischen Nachbarn gern sehen, z.B. sportliche Vergleiche unter den Jugendlichen, und er bedauert Feindseligkeiten. Er entpuppt sich als entschiedener Gegner der Mauer, freilich nicht, weil sie ein Symbol der Besatzung ist, sondern weil sie den israelischen Anspruch auf palästinensisches Land begrenzen könnte. Er hält nichts von der Zwei-Staaten-Lösung, weil er für ein Israel eintritt, das ganz Palästina einschließt.

Die Mehrzahl der Siedlungen (oben: Har Horma bei Bethlehem) haben den Charakter der kämpferisch-kärglichen Vorposten längst hinter sich gelassen. Sie sind moderne Neubaustädte, mit Spekulationsgeldern aus dem Boden gestampft, mit bester Infrastruktur und Verkehrsanbindung. Da der Zuzug staatlich gefördert wird und Wohnraum in Israel teuer ist, ist für viele das Wohnen im 'Settlement' eine naheliegende, wenn nicht sogar die einzige Option. Der Anteil der neu Eingewanderten, die von vorne anfangen müssen und auf staatliche Hilfe angewiesen sind, ist hoch. Für viele ist es die einmalige Chance in ihrem Leben, Besitzer einer Eigentumswohnung zu werden. Deshalb sind sie nach Israel gekommen. Die Settlements sind keineswegs Inseln der Reichen, aber eben Inseln des reichen Israel in einer von einer „Dritte-Welt-Ökonomie“ geprägten Umgebung.

Die Siedler aus religiöser und ideologischer Überzeugung, sei es im Pioniergestus mit Hacke und Gewehr, sei es im betont zur Schau gestellten konservativ-religiösen Habitus, sei es im modernen Gewand mit zivilierten Manieren und geschliffener Wortwahl – sie zusammen stellen vermutlich zahlenmäßig eine kleine Minderheit dar. Politisch ist ihr Einfluss jedoch unübersehbar und fatal. Ökonomisch sind sie stark infolge der Unterstützung aus den USA und Europa. Vielen Israelis scheint es nach meinem Eindruck peinlich zu sein, auf sie hin angesprochen zu werden. Das politische Erscheinungsbild weist verblüffende Ähnlichkeit mit der radikalen Rechten in Europa auf. Sie stellen die größte Gefahr für Israels Zukunft dar, weil jedes versöhnliche Ende des Besatzungsregimes ihren Zielen zuwider ist. Diese Einschätzung begegnet mir immer wieder und zwar vor allem unter Israelis.

In Janoun hat inzwischen die Getreideernte begonnen, früher als üblich. Neulich gab es wieder einen Zwischenfall. Einige jugendliche Siedler kamen mit ihren Hunden den Berg herab. Am Trinkwasser-Reservoir des Dorfes entfernten sie die Abdeckung und nahmen ein ausführliches Bad, gemeinsam mit ihren Hunden. Das Becken musste später geleert und gereinigt werden. Der Vorgang zeugt nicht gerade von Intelligenz, doch die ist auch sonst bei ihren Aktionen kaum im Spiel.

Aber insgesamt ist es momentan relativ ruhig in Janoun. „Al hamdu illah“ - „Gott sei Dank“, sagen die Bewohner.

Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem IX: 14. Juni 2010 (Ibrahim)

Liebe Freundinnen und Freunde,

Sacharja ist einer der biblischen Propheten aus der Zeit kurz nach dem babylonischen Exil im 6. vorchristlichen Jh. An seinem Grab, im Eingangsbereich der Moschee von Khallet Sakarija, beten die gläubigen Muslime, wenn sie das Gotteshaus betreten.

Gleich neben der Moschee liegt das zweitwichtigste Gebäude des Dorfes, die Schule. Sie wird ausgebaut – dank eines Fußballvereins aus Europa, den der für den Bezirk zuständige UNO-Mitarbeiter für Humanitäre Angelegenheiten (UNOCHA) gelegentlich eines Vereinsausfluges nach Palästina als Sponsor gewinnen konnte. (Wozu Fußball doch gut sein kann!)

Khallet Sakarija ist eines der Dörfer in der Umgebung von Bethlehem, die um ihr Überleben kämpfen. Es ist ringsum von „Settlements“ umgeben. Der jüngste „Außenposten“ ist auch nach iraelischem Recht gesetzwidrig. Doch die israelische Armee ist für den Schutz aller ihrer Bürger in den besetzten Gebieten zuständig, unabhängig davon, ob sie sich an geltendes Recht halten oder nicht. Geltendes Völkerrecht verpflichtet die Armee Israels allerdings vor allem, für den Schutz der Bevölkerung in den von ihr besetzten Gebieten zu sorgen. Das gilt ihr als deutlich nachrangig.

Für die Schulerweiterung um ein Klassenzimmer hat die UNO eine Baugenehmigung bei der Militärverwaltung erwirkt. Sonst darf im Ort nicht gebaut werden. Ein Großteil des Bodens ist konfisziert. Viele Häuser haben einen Abrissbescheid. Einige sind bereits vollzogen. Denn die Siedler fühlen sich von den Bauern bedroht. Sie, die Siedler, greifen das weidende Vieh der palästinensischen Bauern an, sie werfen mit Steinen nach den Dorfbewohnern, sie entsorgen ihre Abfälle auf den Feldern der Bauern.

Der Dorfälteste, Ibrahim Atala, ist laut Ausweis 107 Jahre alt, vermutet aber, dass er älter sei. Er hat die türkische, britische, jordanische und jetzt die israelische Besatzung erlebt. Letztere sei die schlimmste. Seine Familie, das weiß er, hat vor 360 Jahren Grund und Boden erworben und das Dorf wieder aufgebaut. Er hat Eigentumstitel von allem drei früheren Besatzungsmächten. Das Oberste Gericht in Israel hat sein Eigentumsrecht bestätigt. Aber die Armee erkennt die Entschiedung nicht an – aus Sicherheitsgründen.

Wenn Ibrahim anfängt zu erzählen, kann er schwer wieder aufhören, und wir hören gern der immer noch ungebrochen energischen Stimme zu. „Im Krieg 1948 kam eines Abends ein großer Treck von Flüchtlingen ins Dorf, Juden, die vor den Kampfhandlungen flohen oder vertrieben worden sind. Es waren Menschen in Not. Egal woher sie kamen, wir haben sie aufgenommen und untergebracht.“ Am nächsten Tag habe er Kontakt zu einem Befehlshaber der jordanischen Armee gesucht und das freie Geleit für die Flüchtlinge erwirkt. Sie durften weiter nach Jericho und von dort über die Grenze nach Jordanien. „Ich würde heute noch genauso handeln. Nicht die Israelis sind meine Feinde, sondern die meinen Boden rauben und mich aus dem Land meiner Väter vertreiben wollen.“ Ibrahim hat einen Sohn bei einem Brandanschlag und zwei Enkel bei weiteren Angriffen der Siedler verloren.

Ibrahim kommt mir in den Sinn bei unser Begegnung mit zwei Vertretern des „Elternkreis“ (The Parents circle“). Er würde hineinpassen: Menschen haben sich dort zusammengefunden, die um Kinder oder engste Angehörige trauern, die der israelisch-palästinensische Konflikt ihnen genommen hat.

(Diese drei Bilder sind nicht von mir aufgenommen, sondern der web-site www.theparentscircle.org entnommen.)
Das erlittene Trauma hat sie dazu gebracht, die Kluft zwischen Besatzern und Besetzern zu überbrücken. Der palästinensische Scharfschütze, der während der Intifada den israelischen Soldaten am Checkpoint erschossen hat, kannte sein Opfer nicht, wusste nichts über ihn. Er meinte nicht den Sohn, den die Eltern im Geist der Toleranz und Mitmenschlichkeit erzogen haben, und der unter den rassistischen Attitüden seiner Mitsoldaten gelitten hat. Hätte er auch geschossen, wenn er sein Gegenüber gekannt hätte? Und hätte der israelische Soldat dem tödlichen Befehl gehorcht, wenn er die Geschichte seines palästinensischen Opfer gekannt hätte, seine Verletzungen, Verzweiflungen, Hoffnungen und seinen Glauben?

Seit dem Mauerbau haben die Kontaktmöglichkeit zwischen Israelis und Palästinensern drastisch abgenommen. Viele Israelis sind nie in den besetzten Gebieten gewesen und es ist ihnen sogar untersagt, die Zone A (palästinensische Verwaltung und Polizeigewalt) zu betreten. Die große Mehrzahl der Palästinenser, die keine Arbeitserlaubnis erhalten, haben keine Chance, nach Israel zu gelangen. So begegnen sie einander nur als Besatzer und als unter der Besatzung Leidende. Dem wollen die „Elternkreise“ etwas entgegensetzen. Sie organisieren Begegnungen, Seminare, Gespräche, Korrespondenzen. Sie gehen gemeinsam in Schulen, auf beiden Seiten. Sie treten bei öffentlichen Veranstaltungen auf. Sie beteiligen sich an Programmen zur Vorbereitung von Jugendlichen auf den Militärdienst.

Sie sind nicht die einzigen, die den Schritt wagen, den Stereotypen abzusagen, die die israelische Gesellschaft beherrschen. Da sind die Soldaten von „Breaking the Silence“, die über ihre Erfahrungen in der Armee zu sprechen beginnen, auch über den Verlust an Würde, den der erfährt, der anderen Erniedrigung zufügt.
Da sind die Frauen von Machsom Watch, denen wir regelmäßig auf der israelischen Seite des Checkpoints begegnet sind und die unerläßliche Partnerinnen für uns waren, wenn es darum ging, in einzelnen Fällen zu helfen, Verbindung zu Vorgesetzten in der Armee aufzunehmen oder auch nur zu übersetzen.
Da sind die Frauen in Schwarz, mit denen wir an verkehrsreicher Stelle in Westjerusalem gestanden haben, um Zeugen ihres Protestes gegen die Besatzung zu sein.
Da ist das „Israelische Komitee gegen Hauszerstörungen“, die uns durch Jerusalem geführt haben und die Pläne zur fortschreitenden „Israelisierung“ der Stadt erläutert haben.
Da ist „Ta'ajush - für eine arabisch-israelische Partnerschaft“, die uns geholfen haben, wo die Mauer ein Dorf von der Westbank getrennt hat und unser palästinensische Dolmetscher keinen Zugang hatte.
Da ist „Neues Profil“, die Bewegung zur Zivilisierung der israelischen Gesellschaft, die der Allgegenwart des Militärs eine Friedenserziehung entgegensetzen will.
Da sind die Rabbis für Menschenrechte, die ihre religiöse Autorität zugunsten der unter Gewalt

Leidenden einsetzen und im Glauben gegründete politische Stellungnahmen nicht scheuen.
Da ist „Zochrot“ (Erinnerung), deren Vertreterin uns auf unserem Gang durch Yad Vashem begleitet hat.
Und da sind die vielen israelischen Friedensaktivisten jeden Alters, denen wir bei Demonstrationen rund um Bethlehem und in Jerusalem stets begegnet sind. Oft genug waren sie es, die zuerst verhaftet wurden.

Das sind nur einige der israelischen Gruppen, die aus Sorge um ihr Land gegen den Strom schwimmen. Denn auch das ist wahr: Der Strom der Meinungen in der israelischen Gesellschaft fließt, soweit ich sehen kann, in die andere Richtung und sei es nur, weil eine Mehrheit der Menschen sich ein Umlenken einfach nicht vorzustellen vermag. Trotzdem: Wer heute mit Sympathie auf Israel schaut, muss sich entscheiden, wem diese Sympathie gilt. Mag sein, dass es in der Vergangenheit unter anderen Konstellationen eine Berechtigung gab, sich innerlich vorbehaltlos an die Seite des offiziellen Israel zu stellen. Heute jedenfalls würde man damit nicht nur Menschen wie dem 100jährigen Ibrahim Atala aus Khallet Sakarija, sondern auch dem Elternkreis mit seinem Versöhnungskonzept in den Rücken fallen, den Rabbis für Menschenrechte, den Frauen in Schwarz und vielen anderen.

Vor einiger Zeit schrieb mir ein Freund in Reaktion auf eine meiner Bethlehem-Notizen: „Ich spüre beim Lesen, wie zerrissen ich bin - zwischen dem Marquardtschen Programm "eine Theologie zu entwickeln, vor der die Juden keine Angst mehr zu haben brauchen" und der gebotenen Solidarität mit den Palästinensern. Manchmal denke ich, dass es sehr schwer ist über dem Einen - den Einen - das Andere - die Anderen - nicht zu vergessen. Denn einander gegenüber stehen zwei zutiefst traumatisierte Völker.“ Eben dies ist die Frage, mit der ich hergekommen bin und die ich die ganze Zeit im Hinterkopf habe. Und sie ist nicht schon mit dem Hinweis beantwortet, dass man auf beide Seiten hören müsse. Ich bin froh, Menschen begegnet zu sein, die begriffen haben und ihr Handeln daran ausrichten, dass es nicht zwei Wahrheiten gibt, eine für Israelis und eine für Palästinenser. Ohne Befreiung für Palästina wird es keinen Frieden für Israel geben. Und ohne Frieden für Israel wird es keinen gerechten Frieden für Palästina geben. Das ist der bescheidene Beginn einer Antwort.

Giselher Hickel

Postscriptum: Morgen läuft mein Visum ab, und die Heimkehr nach Berlin wird mich daran hindern, weitere Notizen in Bethlehem anzufertigen (abgesehen von einem X. Artikel zu ökonomischen Beobachtungen, der schon in Arbeit ist.)
Ich möchte Euch/Ihnen sehr herzlich danken, die Ihr/Sie meinen Aufzeichnungen bis hierher gefolgt seid/sind. Sie sind ein bisschen zufällig und erschreckend unvollständig. Viel mehr und Genaueres müsste gesagt werden. Aber es gab vor mir und es wird nach mir andere 'ökumenische Begleiter' geben. Im übrigen bin ich gern bereit, nach meiner Rückkehr über meine Erfahrungen und das Ökumenische Programm, EAPPI, zu berichten.

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.

Notizen aus Bethlehem X, 14. Juni 2010 (Ökonomie)

Liebe Freundinnen und Freunde,

Die Mauer ist tief in die besetzten palästinensischen Gebiete hinein gebaut. Es ist viel von der optischen und psychologischen Wirkung die Rede gewesen. Mich hat von Anfang an interessiert, welche ökonomische Wirkung sie als Symbol für das Besatzungssystems insgesamt spielt. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dem eingehend nachzugehen, zumal ich ja blutiger Laie in Sachen Ökonomie bin. Aber einige Eindrücke möchte ich dennoch am Ende meiner Notierungen, gleichsam als einen Anhang, widergeben.

Claire ist Inhaberin eines Souvenirshops. Nebenan schneidert ihre Schwägerin Taufkleider, die in der Geburtskirche eine besondere Weihe erhalten. Einst befand sich das Haus in bevorzugter Lage unmittelbar gegenüber dem Rahelgrab, einer viel besuchten Gebetsstätte für Moslems und Juden in Bethlehem. Clair verkaufte Souvenirs und Devotionalien aller drei Religionen. Jetzt lohnt es sich kaum noch, den Laden offen zu halten, denn seitdem zum Rahelgrab nur noch Israelis (und Touristen) Zugang haben und die 10m hohe Mauer in einer irrational anmutenden Schlangenlinie das Grabmal von der Bethlehemer Umwelt und damit von Clairs Laden trennt, ist das Haus von drei Seiten eingemauert. Nur wenige Freunde und Bekannte kommen dann und wann vorbei. Jedesmal, wenn ich den Laden betrete, werfe ich einen Blick auf die geschnitzte Geburtsszene, bei der zwischen Krippe und Königen ein Abbild der Mauer den Zugang versperrt. Die Weisen aus dem Morgenland müssen draußen bleiben.

Clair ist nur eine von vielen Verlierern und Verliererinnen der Seperation. Palästina ist seit Jahrhunderten Ziel von Forschern, Pilgern, Neugierigen aus aller Welt. Die einst viel benutzte Hauptstraße in Bethlehem ist die Verbindung zwischen Jerusalem und Hebron. An ihr reihen sich Restaurants, Cafés, Souvenierläden und Geschäfte aller Art. Herstellung und Verkauf von Olivenholzschnitzereien, Perlmutt-Intarsien, Keramik und Stickereien sind bis heute ein wichtiger Wirtschaftszweig für den Bezirk Bethlehem. Aber die Hebron-Straße ist durch den Checkpoint und die um das Rahelgrab gezogene tief in das Stadtgebiet hineinreichende 9-12 m hohe Mauer blockiert. Eine Bypass-Straße dient weitab vornehmlich den Erfordernissen der Siedler. Das einstige Touristen- und Unterhaltungsviertel von Bethlehem ist tot. 74 von einstmals 80 Geschäften in diesem Teil der Stadt mussten schließen oder einen neuen, weniger einträglichen Standort suchen. Die Touristenbusse von Jerusalem werden auf eine Seitenstraße umgeleitet. Sie fahren zur Geburtskirche und zur Kirche auf dem Hirtenfeld. Wenn es hochkommt, halten sie an einem Restaurant zum Mittagessen und an einem der fünf großen Souvenirshops, die Verträge mit den Touristikunternehmen haben. Die Besitzer sind nicht aus der Stadt, klagt die Mitarbeiterin der Bethlehemer Handelskammer. Das

Geld bleibt nicht hier.

Dennoch bleibt das Touristengeschäft wichtiger Arbeitgeber in der Region. Die eigentliche Chance ist inzwischen der umweltfreundliche, alternative Tourismus, der Begegnungen mit palästinensischen Menschen ermöglicht, Übernachtungen in Familien, Unterhaltungsabende mit traditionellen Speisen und lokalen Traditionen, aber auch Informationen zur Geschichte des Landes und zur Gegenwart der Besetzung, zu Wirtschaft und Kultur.

Die Umgebung von Bethlehem ist nach wie vor von der Landwirtschaft geprägt. Vor allem Gemüse und Obst wird in den fruchtbaren und wasserreichen Tälern reichlich produziert. Die Gemüsegeschäfte sind eine wahre Augenweide und die Preise sind fabelhaft niedrig. Man ist versucht, Vegetarier zu werden. Doch der Schein trügt. Neben lokalen Produkten drängen billige Produkte aus der industriell betriebenen Landwirtschaft in Israel auf den Markt. Wenn man durch die weite israelische Küstenebene, das Jordantal und die Jesraelebene fährt, sieht man kilometerlange Plantagen und Gewächshäuser sich aneinander reihen. Ihre Produkte drücken gewaltig die Preise. Was des Herz des Käufers zunächst erfreut, ist Folge dieses unnatürlichen Preisdrucks.

Traditionell ist Jerusalem der wichtigste Markt für die Dörfer, die nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegen. Der Zugang dorthin ist abgeschnitten. Zudem haben die Dörfer durch israelische Siedlungen und Mauerbau bis zu zwei Drittel ihrer landwirtschaftlichen Flächen verloren, oder der Zugang ist so stark eingeschränkt, dass die Pflege unmöglich wird. Denn der größte Teil der Flächen liegt an Berghängen und ist nur mit Hilfe eines von vielen Generationen geschaffenen Systems von Terassen und Stützmauern nutzbar und bewässerbar. Doch diese, auf den ersten Blick sehr natürlich erscheinende, der Landschaft wunderbar angepasste Anbauweise bedarf täglicher Pflege und Aufmerksamkeit. Wo immer ein Stein aus der Stützmauer bricht, muss er ersetzt werden und die Zugänge müssen sorgfältig freigehalten werden. Restriktionen der Armee und Absatzschwierigkeiten für die Produkte wirken zusammen, um dies zu hindern. Die Bauern müssen anderswo nach Jobs suchen, z.B. in Israel. Auf den Feldern sieht man vornehmlich alte Menschen, denen die Esel unverzichtbare Helfer sind für den Transport von Menschen, Wasser und Ernten und zum Pflügen der steinigen Böden mit leichten Hakenpflügen. Doch lässt es sich nicht verhindern, dass landwirtschaftliche Flächen vernachlässigt werden. Laut Militärgesetzgebung dürfen ungenutzte Flächen enteignet werden, und so geht mehr und mehr Boden aus palästinensischem in israelischen Besitz über. Es ist ein wahrhafter Teufelskreis.

Die industrielle Infrastruktur in Bethlehem ist besser entwickelt als es auf den ersten Blick scheint. An erster Stelle rangieren Steine, insbesondere Marmor, ein vielgenutztes Material für die heimische Bautätigkeit und zugleich ein Exportschlager. Die Blöcke und Platten gibt es in vielen, schönen, hellen Farbtönen. (Dass die Straßen von Jerusalem im Altertum mit Marmor gepflastert gewesen seien, erschien mir zu Unrecht stets als eine orientalische Übertreibung. Sie sind es zum Teil noch heute.) Außerdem gibt es u.a. Produktionsstätten von pharmazeutischen und kosmetischen Artikeln, Textilien und Möbeln, Papier- und Verpackungsmaterial, Leichtmetall- und Plastikprodukten sowie Medizintechnik.

Angesichts der Tatsache, dass Palästina außer Steinen kaum Rohstoffe besitzt, scheint mir das eine erstaunliche Vielfalt. Freilich ist es ungeheuer mühsam für die Unternehmen, mit ihren Produkten auf dem regionalen oder Weltmark Schritt zu halten. Denn sämtlicher Im- und Export von Rohmaterialien und Fertigprodukten muss über Israel abgewickelt werden. Damit lebt die Außenhandelswirtschaft der besetzten Gebiete von der Gnade Israels. Zusätzlich sind die Produktionsbedingungen durch die Einschränkung der Mobilität stark erschwert. Umwege jeder Art und absurden Ausmaßes sind an der Tagesordnung. Laut einer UNO-Studie gibt es in der West Bank 65 von Soldaten besetzte Checkpoints. Nur 9 davon bilden Übergänge zwischen Israel und der Westbank. 56 trennen palästinensische Gemeinden in der Westbank voneinander. Zusätzlich gibt es 607 unbesetzte Straßensperren, meist Erdaufschüttungen und Felsblöcke. Der Blutkreislauf jeder Wirtschaft ist das Transportsystem von Menschen und Waren. Deren Mangel ist ein nicht wettzumachender Standortnachteil, der für jede Entwicklung demotivierend wirkt und gewinnorientierte Investitionen illusorisch erscheinen lässt.

Im Gespräch mit Vertretern von alternativen Tourismusbetrieben und der Handelkammer wird immer wieder ein Standortnachteil genannt: das von negativen Vorurteilen geprägte Bild von den Menschen und dem Leben in den besetzten Gebieten. Persönlich kann ich bezeugen, dass ich mich unter den Palästinensern zu jedem Zeitpunkt sicher gefühlt habe, sei es im Gedränge am Checkpoint, sei es nachts als Anhalter im Auto mir völlig fremder Menschen, sei es gegenüber dem Geschäftsmann, dem ich meine Kreditkarte nebst Geheimnummer anvertraut habe. Terrorismus ist kein Merkmal gegenwärtiger Wirklichkeit in Palästina.

Die offizielle Arbeitslosigkeit in den besetzten Gebieten liegt knapp über 30 %. Von denen, die einen Job haben, arbeiten ca. 15 % in Israel oder in den Settlements. Die Löhne von Palästinensern liegen nach dem, was mir berichtet wurde, bei ca. 30 bis 50 % der israelischen Arbeiter. Der öffentliche Dienst der Autonomie-Behörde umfasst ca. ein Drittel des palästinensischen Arbeitsmarktes. Die Gehälter sind so niedrig, dass viele einen zweiten Job suchen müssen, um ihre Familien zu ernähren, das Studium der Kinder zu finanzieren oder die medizinische Behandlung der Eltern. Es ist keine Seltenheit, dass sich im Gespräch mit einem Taxifahrer herausstellt, dass er vormittags z.B. als Lehrer arbeitet.

Das sind eine Reihe von Eindrücken, und ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf Quellen und Belege verzichte. Ich kann und will nichts beweisen. Es gibt genügend wissenschaftliche Studien, die das tun. Natürlich steht im Hintergrund die Frage, wie lebensfähig ein eigenständiger palästinensischer Staat wäre, wenn Israel denn seiner Bildung zustimmen würde. Ich will hinzufügen, dass die Abhängigkeit der Westbank von der Wirtschaft Israels nicht so einseitig ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Israel und die Settlements leben weitgehend von palästinensischen Wasservorräten. Als Markt ist die Westbank ein wesentlicher ökonomischer Faktor. Und ohne die palästinensischen Arbeiter würde Wohnen und Leben in Israel noch teurer als es heute schon ist. Man sieht in Israel viele Menschen, die in offensichtlicher Armut leben, mehr als in Palästina. Es gilt wohl auch hier, dass das eine Land auf das andere letztlich angewiesen ist. Die Trennung schadet der Wirtschaft. Ob das die Logik ist, die letztlich Frieden bringen wird?

Giselher Hickel

Disclaimer: Ich bin im Auftrag des Berliner Missionswerkes als ein ökumenischer Freiwilliger für das Programm „Ökumenischer Friedensdienst in Palästina und Israel“ / „Ecumenical Accompa-niment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)“ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) / World Council of Churches (WCC) tätig. Dieser Text gibt nur meine persönlichen Ansichten wieder, die nicht unbedingt die des Entsenders oder des ÖRK sind. Wer diese Informationen unter Berücksichtigung des offiziellen Standpunktes der Organisationen verbreiten will, kann diese beim Berliner Missionswerk oder in englischer Sprache beim EAPPI Communication Officer (eappi-co@jrol.com) in Erfahrung bringen.